

## **Keine Liebe ohne Leiden**

von Theodor Einspruch

Das Theater ist „Unverzichtbar“ so das zugespitzte Motto der neuen Spielzeit am Nordharzer Städtebundtheater, was zu der Eröffnung der Schauspielersaison am 8. Oktober 2011 mit Schillers „Kabale und Liebe“ einmal mehr deutlich wurde. Eine sehr neue Sichtweise auf dieses klassische Drama führt hinweg vom Standesdünkel hinein in einen Strudel des Möglichen, und vor allem des Unmöglichen der Liebe. Ein zeitloses Wirrwarr. Das Ende ist bekannt und giftet in leuchtender Limonade mit dahingerafften Protagonisten. Der Weg zu diesem traurigen Ziel bleibt derselbe. Einzig die Intentionen der handelnden Personen werden anders ausgelotet, in einer frischen Radikalität, die sich im goldummantelten Käfig der Interpretation vorangegangener Generationen entledigt und damit im Heute wurzelt. Hannes Hametner inszeniert seinen Schiller nicht etwa als Ränkespiel mit tödlichem Ausgang sondern als Tragödie des bewussten Untergangs. Ein jeder weiß eigentlich schon, wohin der Weg führen wird, doch man wehrt sich tüchtig in der Sandwüste der Verlogenheit.

Musikus Miller ( Arnold Hofheinz ) spielt sich erst einmal ordentlich warm, als abgehalfterter Alleinunterhalter, um dann ab und an im Schwäbschen/Hessischen Gebabbel die Töne nur unzureichend zu treffen. Dann tritt Susanne Rösch als Tochter Luise in Erscheinung. Und sofort geschieht, was selten ist: man hofft und leidet mit der Hauptperson. In mädchenhafte Unschuld gekleidet zeigt sie die Wallungen aufblühenden Erwachsenenenseins. Was Ferdinand ( Jörg Vogel ) für sich weitgehend zu nutzen weiß. Etwas konturenarm mimt er einen rebellierenden Jüngling, der im Grunde nur eine Miniaturausgabe seines Vaters, des Präsidenten, ist und die Sprossen der Karriereleiter willentlich zertritt. Benedikt Florian Schörnig beweist als eine Berlusconihafte Schaumbildung eines machtbewussten Politikers eine ungeheure Präsenz. Trotz der aufgesetzten, moorleichenen Maskerade ( Ausstattung Susanne Bachmann ), die auch Miller und Sekretär Wurm tragen. Als rückgratloser, protokollierender Intrigant mit Klaus Kinski Antlitz gefällt Markus Mannig, allerdings würde man ihm ein bisschen mehr Offensive gönnen. In den paradiesisch anmutenden Videosequenzen von Jörg Heber zeigen sich dann monochrom die erotischen Träume von Luise. Es ist ein schwarz- weiß Denken. Untermalt von der melancholischen Musik von Jürgen Grözinger flattert auch schon mal die Bibel über die Bühne. Aber es geht nicht nur um Karikatur. Mitnichten. Das Drama braucht seinen Mittelpunkt. Das ist Lady Milford. Was Illi Oehlmann und Julia Siebenshuh als Kammerzofe Sophie – eine kleine, aber eindrucksvolle Rolle - dem Zuschauer bieten, ist pures Vergnügen. Da ist ein weißes Band zwischen beiden, und Konventionen sowie Prüderien heben sich auf. Eine dominante Sophie mit der Strenge des 19. Jahrhundert ausgestattet und die Lady samt wedelndem Pfauenschwanz, katzenhaft und schnurrend an den straffen Körper des Ferdinand sich werfend, vertreiben eine gewisse Länge, die dem Text manchmal anhaftet. Da will jemand nicht mehr nur als Favoritin benutzt werden sondern auch einmal so etwas wie Liebe leben, obwohl sie genau weiß, dass es keine ist. Es geht um gelebte Erotik und um Macht. Um beides geht es auch Ferdinand Luise gegenüber, der noch nicht bemerken will, dass sein Vater eigentlich nur aus Liebe handelt - dem eigentlichen Thema. Doch jeder handelt mehr aus Eigenliebe. Liebe verlangt aber nicht sondern gibt nur. Jedoch, allen voran die Väter; gerade sie verlangen. Die Katastrophe ist vorprogrammiert. Die Falle wird ausgerollt. Zwar gibt es noch süße Spielchen, aber das ist Kindergeburtstag. Statt dessen führt alles geradewegs in die Depression Luises. „Wenn's so recht schwarz wird um mich herum, hab' ich meine besten Besuche.“ Die Träume werden in ein Negativ gesetzt. Eine vorgeahnte Verpuppung zur Mumie mit dem Heil im Jenseits.

Ein bisschen mehr Humor würde dem Stück nicht schlecht zu Gesicht stehen. Ein Hofmarschall von Kalb hätte sicherlich die Melancholie etwas brechen können. Nur warum? Es gewinnt ja niemand. Alle verlieren. Dies tritt am offensichtlichsten am Ende des vierten Aktes zu Tage. Lady Milford und Luise Millerin allein. Ein wahrer Höhepunkt des Abends.

Eine zu allem bereite, kluge Dame entblößt ihr Innerstes im Angesicht der sich zur Heiligen aufschwingenden, die Welt nicht begreifenden Jungfrau.

Am Ende fällt alles in sich zusammen und es bleibt nur noch ein Rudiment des vorherigen Scheins. Die blendende Jugend, der rebellierende Stolz Ferdinands münden in einer sich gemein machenden Geste.

Der Wunsch des Regisseurs, dass die Schüler, die zahlreich an diesem Abend im Publikum saßen, sagen: „Das ist unser Stück“ und die Generation der Lehrer meint: „Das ist nicht unser Schiller“ ist so nicht aufgegangen, denn alle haben lang applaudiert. Zu Recht.